

COMPASSION – das bevorzugte Gesicht Gottes Spiritualität und Praxis sozialen Lernens an Schulen

Lothar Kuld

1. Warum sich einem anderen Menschen zuwenden? – Aus einem Erfahrungsbericht

„Als ich verkündet bekam, dass ich in die (Werkstätten für Behinderte) kam, war ich nicht so begeistert. ‚Behinderte, na toll‘, habe ich gedacht und außerdem habe ich befürchtet, dass ich meine Arbeit nicht bewältigen kann, weil ich es dort psychisch nicht aushalte“, schreibt die Schülerin einer 11. Klasse, die im Rahmen des Compassion-Projekts ihrer Schule zwei Wochen lang mit geistig behinderten Jugendlichen zusammen war. Jetzt aber „bin ich sehr froh, dass ich in (diesen Werkstätten) war. Ich habe gelernt, mit Behinderten umzugehen, ohne Mitleid zu haben. Sie sind glücklich mit ihrem Leben. Sie brauchen Hilfe und Unterstützung, ein offenes Ohr, Verständnis, aber kein Mitleid. Ich glaube, ich habe jetzt auch etwas mehr Geduld. Wenn man hundertmal ein und dasselbe erzählt bekommt, ist man nahe am Ausrasten; aber ich habe gemerkt, wie gut das Zuhören tut. Und die Behinderten sind auch nicht blöd. Sie sind langsam, haben eine schlechte Konzentration oder sind unflexibel, aber sie haben Gefühle. Mehr vielleicht als jeder ‚normale‘ Mensch. Dass die Martina aus meiner Gruppe geweint hat, weil ich nach zwei Wochen nicht mehr da bin, wo passiert einem das sonst noch? Wo fragt einen jemand, ob man Schmerzen oder Angst hat, nur weil man gerade mal etwas müde ist? Der Michi hat’s getan.“ (Vanessa)

2. Idee und Konzept des Compassion-Projekts

Das Projekt, von dem die Schülerin erzählt, heißt „Compassion“. Sie hat zwei

Wochen Arbeit in den Behinderten-Werkstätten ihres Heimatortes hinter sich, als sie diesen Bericht schreibt. Für uns ist dieser Bericht sehr wertvoll. Er zeigt, wie ein junger Mensch lernt, ihm fremde und ihn wegen ihrer Fremdheit ängstigende Menschen zu verstehen und schließlich sogar zu schätzen.

Die meisten unserer Schüler/innen leben in einer Welt, in der all diese Menschen kaum vorkommen: kleine Kinder, alte Menschen, kranke Menschen, behinderte Menschen, obdachlose Menschen, Menschen also, die aus ganz verschiedenen Gründen auf Hilfe angewiesen sind und Unterstützung und Zuwendung brauchen. Sie sind im Alltag von Schüler/inne/n weithin unsichtbar. Das Compassion-Projekt ist angetreten, diese Marginalisierung zu durchbrechen und die Jugendlichen genau mit diesen Menschen zusammenzubringen.

Zu diesem Zweck öffnen sich die Compassion-Schulen und schicken ihre Schüler/innen dieser Schulen während des Schuljahres in eine soziale Einrichtung: Altenheime, Krankenhäuser, Behindertenwerkstätten, Obdachlosenheime, Kindergärten, Bahnhofsmissionen und ähnliches. Das Praktikum ist für alle Schüler/innen der Klasse verpflichtend. Die Lehrer/innen besuchen die Schüler/innen am Praktikumsort und begleiten die Praktika vorbereitend und reflektierend in ihrem Fachunterricht.

In Geschichte z. B. hören die Schüler etwas über Hospize im Mittelalter oder die soziale Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts oder die Euthanasie im Dritten Reich. Im Biologieunterricht sprechen sie über die Entstehung von Behinderungen. Der Religionsunterricht kann

sein zentrales Thema, die Zuwendung Gottes zu den „Geringsten“, den Marginalisierten und Übersehenen, denen Gottes Solidarität gilt, „erden“.

Das Projekt hat zunächst einmal alle Vorzüge einer erlebnispädagogischen Maßnahme: Es vermittelt einen intensiven einmaligen Eindruck, der so in der Routine des Schulalltags nicht möglich wäre. Es ist zeitlich begrenzt, und die Schüler/innen können nach einer überschaubaren Zeit in ihr gewohntes Umfeld zurückkehren. Die Jugendlichen machen ein Engagement auf Zeit. Sie müssen in diese Einrichtungen nicht mehr zurückkehren, wenn sie das nicht wollen. Und die meisten tun das auch nicht. Es wird nicht erwartet, dass sie sich nun in besonderer Weise einer Gruppe oder Ideologie verpflichtet fühlen sollen. All das ist sehr entlastend und für einen Lernprozess sogar notwendig. Denn ethische Haltungen beruhen nicht auf Gewöhnung und Konditionierung und kommen auch nicht aus Gefühlen. Gefühle wechseln bekanntlich und was den einen unberührt lässt, kann den nächsten erschüttern. Für seine spontanen Gefühle ist ein Mensch wohl kaum verantwortlich zu machen, wohl aber dafür, wie er sich dazu verhält. Gefühle begründen also keine ethische Haltung. Haltungen beruhen auf Einsicht. Hier setzt der schulische Unterricht an, der informierend und reflektierend auf mögliche Erfahrungen in den Praktika eingeht.

Pädagogischer Kerngedanke des Compassion-Projekts ist also die Überzeugung, dass die erlebnispädagogische Maßnahme eines Sozialpraktikums auf längere Sicht zu veränderten Verhaltensbereitschaften und Haltungen im Bereich

des Sozialen führen kann, wenn sie mit Fachunterricht verknüpft ist, der informierend, reflektierend und bewertend auf Erfahrungen im Praktikum vorbereitet oder nachträglich eingeht.

3. Theologie der Compassion

Der Name Compassion ist Programm. Er ist im Deutschen so gut wie nicht übersetzbar. Worum es geht, ist die Haltung des Mitgefühls und der Solidarität mit jenen, die aus welchen Gründen auch immer auf die Hilfe anderer angewiesen sind. Dieses Engagement ist mit dem Wort Compassion gemeint, und es ist nach Johann Baptist Metz die Mitgift des Christentums für die entstehende Weltgemeinschaft. Die Mystik des Christentums sei eine Mystik der „Mitleidenschaft“, in der ich mich von der Not der anderen anrühren lasse und daraufhin mein Engagement entfalte. Der Imperativ des Christentums lautet nach Metz: Hinschauen, die Augen öffnen. „Im Entdecken, im Sehen von Menschen, die im alltäglichen Gesichtskreis unsichtbar bleiben, beginnt die Sichtbarkeit Gottes, öffnet sich seine Spur.“ (Metz 1997, S. 57). Das Christentum lehre eine Mystik der Welt, nicht der Innerlichkeit, sagt Metz. Jesu Blick habe primär nicht der Sünde, sondern dem Leid der Menschen gegolten. Diesen Impuls nimmt eine Theologie der Compassion auf.

Der Gott der Bibel ist ein Gott der Compassion. „Es geleitet mich deine Compassion (Gnade und Huld) durch alle Tage des Lebens“, betet der Psalmist (Ps 23,6).¹

Als klassisches Beispiel christlicher Compassion gilt der barmherzige Samariter. Aber wir werden gleich sehen, dass aus dieser Geschichte keine Lehre her-

auszuholen ist, die nur die Christen betrafte.

„Er sah ihn (den Überfallenen) und wurde von Mitleid ergriffen (esplagchnisthe)“, heißt es bei Lukas 10,33 vom barmherzigen Samariter. Um zu verstehen, warum Jesus diese Geschichte, mit der er sich in das Menschheitsgedächtnis hineinerzählt hat, erzählt, müssen wir den Rahmen, das Vorgespräch genau lesen:

Und siehe, ein Gesetzeskundiger stand auf, um ihn auf die Probe zu stellen, und sagte: Lehrer, was muss ich tun, um ewiges Leben zu erben? Er aber sagte zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? Der antwortete und sagte: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deiner ganzen Einsicht, und deinen Nächsten wie dich selbst. Er aber sprach zu ihm: Richtig antwortetest du; tu dies, und du wirst leben. Der aber wollte sich rechtfertigen und sprach zu Jesus: Und wer ist mein Nächster?

Da sprach Jesus: Ein Mensch stieg hinab von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber, die zogen ihn aus und versetzten ihm Schläge, gingen weg und ließen ihn halbtot liegen. Durch Zufall aber stieg ein Priester herab auf jenem Weg, er sah ihn und ging vorbei. Gleicherweise kam auch ein Levit an den Ort, er sah ihn und ging vorbei. Ein Samariter aber, der unterwegs war, kam zu ihm, er sah ihn und wurde von Mitleid ergriffen. Und er kam ihm nahe, verband seine Wunden, goss Öl und Wein darauf, setzte ihn auf sein eigenes Lasttier, führte ihn in eine Herberge und sorgte für ihn. Und am Tag darauf nahm er zwei Denare,

gab sie dem Herbergswirt und sprach: Sorge für ihn, und was immer du dazu aufwendest, bei meinem Zurückkommen werde ich es dir zurückgeben. Wer von diesen dreien dünkt dir, dem unter die Räuber Gefallenen Nächster geworden zu sein? Der aber sprach: Der das Erbarmen mit ihm getan hat. Jesus sprach zu ihm: Geh, und tu es in gleicher Weise. (Lk 10,25–37)

Der Samariter handelt aus Mitleid. Er reflektiert nicht, ob seine Hilfe angemessen ist, er wägt nicht erst ab, handelt streng genommen also gar nicht ethisch, wenn ethisch Handeln heißt, aufgrund von Wahlmöglichkeiten sich zu entscheiden und daraufhin selbst verantwortlich und bewusst zu handeln. Nein, der Samariter hilft aus einem Impuls heraus, ohne zu wissen und zu überlegen, was die Situation von ihm fordert, und was er von seiner Hilfeleistung hat. Er sieht hin und weiß. Die Geschichte hat insofern keine Moral und kein Ethos. Sie zeigt etwas ganz einfach Menschliches. Der Samariter reagiert als ein Mensch, der sich von Mitgefühl überwältigt einem ‚Halbtoten‘ nähert. Er reagiert mit unglaublicher Selbstverständlichkeit und tut, was getan werden muss, während die religiösen Führer in dieser Geschichte, Priester und Levit, kläglich versagen. Sie handeln vermutlich aus religiösen Motiven (Tote galten als unrein) und versagen deshalb. Der Samariter hat solche Motive nicht. Vielleicht ist er gerade deshalb in der Lage, das menschlich betrachtete Nächstliegende zu tun. Daraus folgt: Religion ist keine Garantie dafür, dass ein Mensch Mitleid zeigt. Sie ist unter Umständen sogar ein Hindernis. Nicht nur der moderne Mensch in der ‚Ego‘-Falle² handelt vielleicht nicht. Es handelt auch der Mensch nicht, der alle Bibelstellen von Gottes Barmherzigkeit kennt. Doch darin liegt gar nicht so sehr die Provokation dieses Gleichnisses.

Die theologische Diskussion und Herausforderung steckt in der Rahmehandlung zu dieser Geschichte. Sie nimmt ihren Anfang in einem Streitge-

¹ Vgl. dazu auch folgende Schriftstellen: „Gedenke deines Erbarmens, Jahwe, und deiner Compassion, die waltet von Anbeginn. Meiner Jugend Sünden und meiner Verirrungen denke nicht mehr, um deiner Güte willen, Jahwe, gedenke meiner mit Compassion.“ (Ps 25,6f). „Du aber, Jahwe, versage mir nicht dein Erbarmen, bewahren möge mich immerdar deine Compassion und Treue.“ (Ps 40,12). „Erbarme dich meiner, o Gott, der du barmherzig und gnädig; nach dem Übermaß deiner Compassion lösche aus meine Schuld.“ (Ps 51,13).

² Vgl. Lothar Kuld, Compassion – Raus aus der Ego-Falle, Münsterschwarzach 2003.

Thema

sprach über die Frage, was ein Mensch tun müsse, um das „ewige Leben“ zu erlangen. Die Antwort der Schrift lautet: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Denken und deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Lk 10,27) Beide Gebote sind Zitate aus dem Ersten Testament: „Du sollst Jahwe, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit aller Kraft!“ (Dtn 6,5) und: „Räche dich nicht... , sondern liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Lev 19,18)

„Und wer ist mein Nächster?“, wird Jesus gefragt. Daraufhin erzählt er das Gleichnis vom barmherzigen Samariter.

Das Gleichnis hat eine lange Auslegungsgeschichte. Gerd Theißen³, dem ich nun folge, interpretiert es im Blick die gegenwärtige Krise des Helfens, die von drei Einwänden bestimmt ist: 1. Hilfe ist Selbstausbeutung. Der Helfer könne sich nicht richtig vom Hilfsbedürftigen abgrenzen, er habe eine Art Helfersyndrom. 2. Mitleid und Barmherzigkeit haben mit Macht zu tun. Der Helfer helfe nur sich selbst. 3. Hilfsbereitschaft ist letztlich egoistisch. Sie diene nur den eigenen Nachkommen und der eigenen Gruppe, der Streuung und Verbreitung der eigenen Gene.

Es lohnt sich, mit diesen Argumenten das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zu lesen. Dann zeigt sich ein Modell mitleidigen Handelns, das vom Samariter zu tun verlangt, was er leisten kann, nicht mehr und nicht weniger. Er hat ganz offensichtlich kein Helfersyndrom und er beutet sich nicht aus. Er verabschiedet sich nämlich von dem Überfallenen, sobald er den zweiten Helfer, der den Verletzten übernimmt, gefunden hat. Die Zuwendung des Samariters bleibt also zeitlich begrenzt. Er kann sich offenbar gut lösen. Er bleibt nicht, bis er

selbst nichts mehr hat, sondern setzt seinen Weg alsbald fort.

Vielleicht aber genießt er die Macht, einen so hilflosen Menschen vor sich zu haben? Er ist der Starke, und dort ist der Schwache?

Um hier weiterzukommen, müssen wir den Unterschied zwischen Barmherzigkeit und Nächstenliebe im antiken Umfeld beachten. In der orientalischen Antike war Barmherzigkeit in der Tat ein Gnadenerweis der Mächtigen. So denkt auch die Bibel die Barmherzigkeit Gottes. Barmherzigkeit war ein Geschehen unter grundsätzlich Ungleichen. Die Mächtigen und Reichen, die auf gesellschaftliches Ansehen Wert legten, rühmten sich ihrer Barmherzigkeit. Barmherzigkeit war eine Statusfrage und hatte ihren Platz in einer autoritären Gesellschaft mit ausgeprägten Standesunterschieden. Dagegen war (und ist) die Nächstenliebe ein Konzept der Beziehung unter Gleichen. Es taucht ebenfalls in der (römischen) Antike schon auf und ist wie Freundschaft nur unter Gleichgestellten und Gleichberechtigten denkbar. Nächstenliebe in dieser Bedeutung einer Beziehung zwischen Menschen, die sich als gleich und ebenbürtig erachten, ist symmetrisch. Nächstenliebe gibt es nur zwischen Menschen, die sich gegenseitig als gleichwertig akzeptieren. Der „Nächste“ ist immer nur der, der mir gleich ist und den ich als mir gleich akzeptiere. Der Nächste ist der mir gleiche Mensch. Wenn es am Ende der Zehn Gebote heißt: „Du sollst nicht begehren das Haus deines Nächsten. Du sollst nicht begehren das Weib deines Nächsten, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch sein Rind, noch seinen Esel, noch irgend etwas, was deinem Nächsten gehört.“ (Ex 20,17), dann ist mit dem ‚Nächsten‘ der vermögende Nachbar gemeint, nicht irgendein mittelloser und hilfbedürftiger Mensch. Die Liebe zum Nächsten gibt es nur unter

Gleichen. Jedes Machtgefälle muss ausgeschlossen sein.

Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter treffen zwei aus der Gesellschaft ausgeschlossene Menschen aufeinander. Der Überfallene ist ausgeschlossen aufgrund seines bösen Geschicks, der Samariter aufgrund seiner Außenseiterrolle auf jüdischem Gebiet. Zwischen beiden Menschen besteht in dieser Hinsicht Symmetrie, und sie begegnen sich auf dieser Ebene als gleiche. Ein Machtgefälle besteht kaum. Und einen Vorteil kann der Samariter aus seiner Hilfsbereitschaft auch nicht ziehen. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass der Überfallene die gleichen Gene hat. Es ist unklar, ob der „halbtot“ daliegende Mann tatsächlich überlebt. Nicht abzusehen ist, ob der Überfallene dem Samariter mit gleichem vergelten kann. Das würde z. B. auch voraussetzen, dass zwischen beiden nun eine lange Beziehung entsteht. Der Samariter aber geht weiter, nachdem er erste Hilfe geleistet hat.

Alle Erwägungen, ob der Samariter nicht doch nur an sich gedacht haben könnte, greifen bei dieser Geschichte also nicht.

Und es kommt noch eine Schwierigkeit hinzu, die sich erst am Ende der Geschichte auflöst: Der Samariter ist nicht von vornherein „der Nächste“. Das wird er erst durch die Frage und den Kommentar, den Jesus seiner Geschichte anfügt. „Welcher von diesen dreien (Priester, Levit, Samariter) scheint dir der Nächste geworden zu sein, dem, welcher unter die Räuber fiel?“ (Lk 10,36) Die Fragestellung ist entscheidend. Jesus fragt nicht: „Wer ist der Nächste gewesen?“, sondern: „Wer ist der Nächste geworden?“ Darum geht es: Wie wird ein Mensch zum Nächsten? Im griechischen Wortlaut des Textes liegt hier ein kleines Wortspiel vor. Frei übersetzt fragt Jesus nämlich: „Welcher von diesen dreien scheint dir dem, welcher unter die Räuber fiel, nahe gekommen zu sein?“ Das ist offensichtlich und ganz handfest der Samariter. Der ‚Nächste‘ ist der, der sich auf das Opfer zu bewegt und ihm

³ Gerd Theißen, Die Bibel diakonisch lesen. Die Legitimitätskrise des Helfens und der barmherzige Samariter. in: Diakonie – biblische Grundlagen und Orientierungen, hrsg. v. G. Schäfer u. Th. Strohm, Heidelberg 1990, S. 376–401.

dadurch „der Nächste“ wird. Das erscheint banal, ist aber für das Verständnis, wer im christlichen Verständnis einem Menschen der Nächste ist, entscheidend. Der Nächste ist nicht jener, der aufgrund seines Status als Familienmitglied oder aufgrund der Rechtslage Anspruch auf Hilfe hat. Das macht ihn noch nicht zum Nächsten. Der Nächste ist der, den und dem wir uns zum Nächsten machen, dem wir uns nähern, um Hilfe leisten zu können. Dabei kommen wir ihm unwillkürlich ‚nahe‘. In christlichem Verständnis ist „Bruder“ und „Schwester“ dann nicht nur der Mensch, mit dem ich genetisch verwandt bin, sondern prinzipiell jeder Mensch.

Gehen wir nochmals an den Anfang der Geschichte. Für Priester, Levit und Samariter war der Überfallene „halb tot“. Die Frage, ob es sich lohnt, noch zu helfen, musste sich allen drei stellen. Wenn wir annehmen, dass der Überfallene Jude war (das wird nicht ausdrücklich gesagt), müssten Priester und Levit ihm als einem Volksgenossen am nächsten stehen und am ehesten helfen. Sie geben ihn jedoch auf. Er ist aus ihrem Leben heraus gefallen. Diesem Verlorenen, Aufgegebenen und Aussortierten wendet sich der Samariter zu. Der Verlorene, Aufgegebene, Aussortierte ist sein „Bruder“ und gehört zu jenen „Geringsten“, mit denen sich der Weltenrichter in der großen Gerichtsrede des Matthäusevangeliums selbst identifiziert. (Mt 25,31–46)

Ich hungerte, und ihr gabt mir zu essen, ich dürstete, und ihr gabt mir zu Trinken, fremd war ich, und ihr führtet mich ein, nackt, und ihr umkleidetet mich, krank war ich, und ihr schautet nach mir, im Gefängnis war ich, und ihr kamt zu mir. (Mt 25,35f)

Am Schluss des Samaritergleichnisses hat man fast vergessen, dass das Gleichnis im Anschluss an die theologische Frage nach dem „ewigen Leben“ erzählt wird. Das „ewige Leben“ erlangt,

wer das Doppelgebot der Liebe erfüllt, sagt der Gesetzeslehrer, und Jesus stimmt ihm ausdrücklich zu. Er sagt ihm: „Tu das, und du wirst leben.“ (Lk 10,28) Was heißt hier „leben“?

Die christliche Rede vom jüngsten Gericht, vom Weltenrichter und ewigen Leben ist ein wenig aus der Mode gekommen. Man kann dieser Mythologie wenig abgewinnen. Kaum einer glaubt daran. Dennoch sollte man den Impuls, der in diesen Bildern vom Endgericht und in der Sehnsucht nach „ewigem Leben“ steckt, nicht vergessen. Endgericht meint, dass jedes Leben wichtig ist, keines verloren geht und gerade das Übergangene, aufgegebene, aussortierte und weggeworfene Leben von Gott angeschaut wird und vor Gott Wert hat. Ewiges Leben in diesem Sinne ist mehr als biologisches Leben. In biologischer Sicht unterliegt das Leben des Menschen der Selektion. Mit der modernen Reproduktionsmedizin beginnt der Mensch, die Selektion selbst in die Hand zu nehmen. Das beschädigte Leben, in das zu investieren unendliche Mühe kostet, wird immer früher erkannt und kann aussortiert werden. Um der biologisch und evolutionär notwendigen Auslese willen nimmt der Mensch den Tod in Kauf. Das ist das Leben. „Ewiges Leben“ beginnt, wenn die Selektion des verloren gegebenen Lebens aufhört. Der Imperativ des Samaritergleichnisses lautet: Rette das Verlorene! Der christlichen Nächstenliebe, schreibt Theißen, werden die Argumente für das Helfen schnell ausgehen, „solange man nur von einem Leben im biologischen Sinne spricht und Hilfe dadurch begründen will, was biologisch (und evolutionär) funktional ist“; und zwar „gerade dort, wo christliche Nächstenliebe immer ihre besondere Aufgabe gesehen hat: bei den zerstörten, zerrütteten, hilflosen Menschen, die oft nur noch ein Schatten ihrer selbst sind.“⁴

Bleibt die Frage: Warum sich einem Menschen zuwenden? Bleibt die Frage, warum ich. Warum soll ich handeln, wenn es so viele andere gibt, die auch

etwas tun könnten, die nichts tun, die schweigen oder wegsehen. Diese Frage ist in der Tat nicht immer vernünftig zu entscheiden.

4. Wirkungen des Projekts

4.1 Kurzbeschreibung jugendlicher Wertorientierung: Egozentrik und Prosozialität

Die Wirkungen des Projekts sind nachweisbar. Dazu muss man zunächst auch die Ausgangslage kennen. Die Jugendlichen repräsentieren ganz überwiegend jenen sozialisatorischen Mischtypus, den die SHELL-Jugendstudie 2002 und fortgesetzt in 2006 „Egotaktiker“ genannt hat.

Der Egotaktiker sei ein Mensch, der nach sich selbst schaut und aus der Perspektive seiner Bedürfnisse flexibel und mit einem Schuss Opportunismus seine Umwelt auf die sich ihm bietenden Chancen hin sensibel abtastet. (Jugend 2002, 33) Insgesamt stünden „leistungs-, macht- und anpassungsbezogene Wertorientierungen“ im Vordergrund. „Engagementbezogene (ökologisch, sozial und politisch)“ fänden dagegen weniger Resonanz (Jugend 2002, 162; 2006, 169ff.). Die Jugend der Jahrtausendwende sei pragmatisch. Die persönliche Bewältigung konkreter Probleme sei ihr wichtig, nicht Gesellschaftskritik, sondern Leistungswille und Anpassung. Eine Bewegung hin zur Mitte und gesellschaftlichen Normalität kennzeichne die gesamte Jugend. Die Unterschiede bewegten sich in der nicht allzu großen Spanne von pragmatischen Idealisten und robusten Materialisten, selbstbewussten Machern und zögerlich Unauffälligen, die sich nicht entscheiden können oder wollen (Jugend 2002, 160ff.). Männliche wie weibliche Jugendliche huldigten dem „Primat ökonomischen Verhaltens“. Die Shell-Studie Jugend 2002 sieht hier eine „echte Mentalitätsänderung“, die in nicht weniger als einem Jahrzehnt erfolgt sei. Die Studie von 2006 bestätigt diesen Trend. Die sozialverpflichtete Norm: „Sozial

⁴ ebenda, S. 393.

Thema

Benachteiligten und gesellschaftlichen Randgruppen helfen“, werde heute „lediglich von einer knappen Mehrheit von 55 % der Jugendlichen eindeutig bejaht“. Dagegen mit 60 % höher bewertet werde die Aussage (Item): „Sich und seine Bedürfnisse gegen andere durchsetzen“. Das ist eine eindeutig auf die persönlichen Bedürfnisse bezogene Orientierung. Sie sei dem Großteil der Jugendlichen wichtiger als soziales Engagement. Vergleichbar hoch sei die Zustimmung zu dem bedürfnisbezogenen Wunsch nach einem hohen Lebensstandard (63% wichtig). Der jugendliche Wertkonflikt, so liest man weiter in der Shell-Studie, drehe sich um die Frage, „ob man bereit ist, sich für andere zu engagieren, oder ob man die eigenen Interessen völlig in den Vordergrund seines Lebenskonzepts stellt.“ (Jugend 2002, 159). Ein zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen tendenziell unterschiedlicher Zuschnitt zeigt sich jedoch: „Soziales Engagement erfüllt insbesondere im weiblichen Lebenszuschnitt eine tragende Rolle zur Stiftung von Lebenssinn. Im männlichen Zuschnitt kommt [...] ein robuster Materialismus stärker zum tragen.“ (Ebd.)

Man kann einwenden, dass Jugend schon immer mit Egozentrik einherging und bei Umfragen nach Wertorientierungen selbstverständlich jene Orientierungen als erste benannt werden, die im eigenen Interesse liegen. Man kann weiter argumentieren, dass prosoziale Orientierungen weiterhin vorhanden sind, und zwar gerade bei denen, die auch gelernt haben, nach sich selber zu schauen und es verstehen, Egozentrik und Prosozialität miteinander zu verbinden. Jugendliche engagieren sich, wenn sie einsehen, wofür sie sich engagieren sollen; wenn das Engagement zeitlich begrenzt bleibt und aus dem einmal erbrachten Engagement keine weiteren Verpflichtungen erwachsen. Man will sich nicht binden und schon gar nicht einbinden lassen. Aber man ist solidarisch, wenn es sein muss, und egozentrisch, wenn der eigene Lebensentwurf auf dem Spiel steht. Jugendliche und

junge Erwachsene, schreibt Helen Wilkinson in ihrem programmatischen Artikel „Kinder der Freiheit“ (1997), lebten beide Orientierungen zugleich. Sie helfen nicht aus Opfersinn oder religiösen Motiven heraus, sondern sie tun das, weil es ihnen „Spaß“ macht, also irgendeinen Zugewinn an Lebensqualität hat. Dieser sozialisatorische Mischtypus, sagt Wilkinson, sei das Signum der „Kinder der Freiheit“. Sie engagieren sich, weil sie es wollen, nicht weil man es von ihnen verlangt.

4.2 Die Lust zu helfen

Und so fanden und finden wir in Anschlussuntersuchungen auch die Lage vor, wenn man die Schüler/innen über ihre Lust, am Projekt teilzunehmen, befragt. Die Schüler/innen begegnen dem Vorschlag, an Compassion teilzunehmen, zunächst weder mit großer Begeisterung noch mit Ablehnung. Sie zeigen zu Beginn eher wohlwollende Unentschiedenheit. Daraus wird am Ende des Schuljahrs begründete Zustimmung. Rund 80% der Befragten sagen, das Projekt sei „eine gute und wichtige Erfahrung“ gewesen und: „Das sollte jeder mal machen“. 41 % sagen, sie hätten in diesem Schuljahr „etwas Wichtiges geleistet“. Die Hälfte der Befragten hatte das Gefühl „gebraucht zu werden“. Ein Viertel der Befragten fasst eine Fortsetzung des Praktikums ins Auge, zwei Drittel haben „keine Zeit“ oder wollen „Bezahlung“ oder haben „genug davon“. 5 % arbeiten bereits an ihrem Einsatzort weiter.

Die Zahl derer, die sich zu Beginn des Schuljahres überhaupt keine Form sozialen Engagements für sich selbst vorstellen konnte, sinkt nachhaltig um ca. 10 %. Aber es bleibt nicht bei einer individualistischen Helferoption. Die Zahl derer, die von Staat, Kirchen und Gewerkschaften mehr Engagement erwarten, steigt zwischen Schuljahresbeginn und Schuljahresende im Blick auf den Staat von 36 % auf 47 %, die Kirchen von 19 % auf 32 % und die Gewerkschaften von 6 % auf 13 %. In den Kontroll-

schulen, also in Schulen ohne Compassion-Projekt oder vergleichbare Sozialprojekte, haben wir den gegenläufigen Trend. Hier sinkt mit zunehmendem Alter die Zahl derer, die sich ein soziales Engagement für sich oder auch nur für andere, für den Staat, die Kirchen usw. vorstellen können. Das heißt: Hilfsbereitschaft im Sozialen entsteht nicht von allein. Sozialverpflichtete Verhaltensbereitschaften schwinden, wenn entsprechende Anregungen und öffentliche Anerkennung ausbleiben.

4.3 Sind kirchlich engagierte Jugendliche sozialer?

Heftig diskutiert wurde unsere Beobachtung, dass Mädchen und kirchlich engagierte Jugendliche in besonderem Maße auf das Projekt ansprechen. Kirchliche Jugendliche sagen in gleichem Maße wie andere, dass Eigeninteresse und Altruismus sich für sie nicht ausschließen, aber sie sind es dann doch, die sich für aus Schülersicht „schwierige“ Einsatzorte wie Behindertenheime melden. Fast die Hälfte der kirchlich engagierten Jugendlichen ging in Einrichtungen für behinderte oder alte Menschen, obwohl diese Einrichtungen zu Beginn des Schuljahrs nicht ihre erste Option darstellten. Von den kirchlich distanzierenden Jugendlichen wurde diese Option von keinem einzigen angegeben. Die kirchlichen Jugendlichen scheinen sich also der Herausforderung von als „schwierig“ geltenden Einsatzbereichen eher zu stellen als kirchendistanzierte. Ein Grund für diesen Unterschied kann darin gesehen werden, dass kirchlich gebundene Jugendliche in der Regel auch sozial gut integrierte Jugendliche sind. 94 % der kirchlichen Jugendlichen fühlen sich von ihren Eltern sehr positiv oder positiv unterstützt. Bei den kirchendistanzierten sagen das nur 74 %. Die kirchlichen Jugendlichen erleben auch eindeutig mehr, wie Erwachsene sich über die enge Familie hinaus sozial engagieren und das offensichtlich als lohnend, erfreulich und als persönliche Bereicherung empfinden. Kirchliche Milieus scheinen also nach wie vor jene Haltungen von Prosozialität

zu fördern, von denen die Gesellschaft insgesamt mit lebt.

4.4 Compassion lernen durch Handeln

Ein letztes Zahlenmaterial (Kuld/Gönnheimer 2000, 55): Die Aussage „Mit moralischem Verhalten, d. h. wenn man andere nicht ausnutzt, sondern sie fördert, wenn man hilfsbereit ist und Frieden stiftet, steht man langfristig besser da als wenn man das Gegenteil tut.“ – be-

jahten zu Beginn des Schuljahres 81 % der Compassion-Schüler und 84 % der Schüler aus Kontrollschulen. Am Ende des Schuljahres stimmten 89 % der Compassion-Schüler und 79 % der Schüler aus Kontrollschulen dieser Aussage zu. Während sich also die Zustimmung zu dem Statement, dass Prosozialität sich lebenspraktisch lohnt und Sinn macht, in der Kontrollgruppe am Ende des Schuljahres eher leicht abschwächt, steigt die Zustimmung zu die-

sem Statement bei den Schülern der Compassion-Schulen an. Das bedeutet: Die direkte Begegnung und Kommunikation zwischen Menschen, die auf Kooperation und wechselseitige Hilfe angewiesen sind, festigt die Bereitschaft zu Prosozialität und wirkt ihrer möglichen Ermüdung oder Abschwächung entgegen, ja sie vermag die Entwicklung sogar umzukehren.

Literatur zum Compassion-Projekt (Auswahl):

J. B. Metz / L. Kuld / W. Weisbrod (Hg.) Compassion. Weltprogramm des Christentums. Soziale Verantwortung lernen, Freiburg (Herder Verlag) 2000

L. Kuld / St. Gönnheimer: Compassion. Sozialverpflichtetes Lernen und Handeln, Stuttgart (Kohlhammer Verlag) 2000

L. Kuld: Compassion – Raus aus der Ego-Falle, Münsterschwarzach (Vier-Türme-Verlag) 2003

Praxisbuch Compassion. – Soziales Lernen an Schulen. Unterrichtsmaterialien für die Sekundarstufen I und II, hrsg. von L. Kuld / St. Gönnheimer, Donauwörth (Auer Verlag) 2004

Compassion – Eine Idee macht Schule (Themenheft), engagement. Zeitschrift für Erziehung und Schule, Heft 1/ 2005

L. Kuld / St. Gönnheimer: Lebensweltliche Öffnung des Religionsunterrichts – Compassion. in: Ganzheitliche Methoden im Religionsunterricht, hrsg. v. Ludwig Rendle, München (Kösel Verlag) 2007, 335-341